

40 Tage und 40 Nächte
Wüstenerfahrung und Bewährung.
Die Offene Kirche blickt nach vorn.

Vortrag zum 40 jährigen Bestehen der „Offenen Kirche in Württemberg“
Lindenmuseum in Stuttgart

10. November 2012

Bischöfin i.R. Bärbel Wartenberg-Potter

www.baerbel-wartenberg-potter.de

1. Glückwunsch, Offene Kirche

Als am 8. Juli 1972 aus der ‚Kritischen Kirche‘ die Offene Kirche wurde, standen die Christen in Württemberg in heftigen Auseinandersetzungen um das Antirassismusprogramm des Ökumenischen Rates der Kirchen. In Ulm bastelte eine Gruppe von Ökumene Aktivisten mit einem Graphiker an einem Plakat. Es zeigte die Umrisse der Württembergischen Landeskirche, die mit einem Kabel an eine Steckdose angeschlossen war. Auf der Steckdose stand ‚ÖRK‘. Die Landeskirche wollte den Stecker aus dem ÖRK heraus ziehen. Auf dem Plakat hieß es: ‚In Württemberg geht das Licht aus‘ – wenn wir nämlich den ÖRK verlassen, was die ‚Lebendige Gemeinde‘ forderte und was die Offene Kirche mit anderen verhindert hat.

Diese meine erste Erinnerung an die Offene Kirche verbinde ich deshalb heute mit den herzlichen Grüßen meines 91 jährigen Mannes, Philip Potter, der auch im Zentrum dieser Kontroverse stand.

Die Offene Kirche: Das ist das erneuerungsbereite Christentum in dieser Landeskirche. Sie hat sich Ziele gesetzt und sie treu verfolgt. Ein zwiespältiges Erbe aus dem 19. Jahrhundert hat die Württembergische Synode in Gruppierungen, Parteiungen geteilt. Verwoben ist diese problematische Erscheinung mit den politisch manchmal recht krummen Wegen der deutschen Geschichte.¹ In den 40 Jahren ihres Bestehens hat die Offene Kirche ernste und mühevoll Auseinandersetzungen um den Weg der Kirche in Württemberg geführt. Die Gefahr der Kirchenspaltung war eines ihrer Schreckgespenster.

40 Jahre Ringen um den Weg der Kirche. Das hieß fragen: Was ist das Wesentliche? Offene Kirche hieß Innovationskraft. Eintreten für das freie Wort der Bibel, auch historisch kritisch gelesen, für die Ökumene. Suche nach dem Weg der Gerechtigkeit. Für eine neue Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche.

Es war Streit und Kampf in der Synode. Und eine zermürbende Erfahrung, diesen leidvollen Streit gerade mit Brüdern und Schwestern im Glauben ausfechten zu müssen, die „Kein anderes Evangelium“ verfochten oder, nicht weniger mühsam, den Weg „in the middle of the road“ zu gehen in Anspruch nahmen. Alle in dieser Auseinandersetzung haben für sich in Anspruch genommen, dem Reich Gottes und Christus zu dienen. Und haben doch oft vergessen, dass der johanneische Christus sagt: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt!“ (Joh 15,16) Dietrich Bonhoeffer schloss daraus: „dass man der Einzelne, der Grieche, Jude, Pietist, Liberale bleibt... (der) ganz andere, Fremde, auch er – ist offenbar von Gott gewollt. Über der völligen Ungleichartigkeit der Einzelnen erhebt sich

¹ Kathinka Kaden, Warum es die Offene Kirche in der Evangelischen Kirche in Württemberg gibt, Oktober 2010

souverän die Einheit des göttlichen Wortes, und in der Erkenntnis, dass der eine mit dem anderen, ganz fremden, unbekanntem „Du“ gar nichts zu tun haben kann, dass sie bis auf den Grund ihres Wesens auseinanderklaffen... , dass es nur die von Gott ins Herz gegebene Liebe sein kann, die die Gemeinschaft trägt-“² „Christus ... schenkt, dass einer den anderen tragen kann und selbst vom anderen getragen wird.“³ Einander gelten zu lassen als Verschiedene, war die schwere Prüfung, die Krux, das Kreuz dieser 40 Jahre.

Am Eingang des Bad Bollers Kurhaus prangen die beiden großen Buchstaben W und P, die Insignien des damaligen Herrscherpaares, wenn ich mich recht erinnere. Die blumhardschen frommen Seelen haben es als Hinweis auf das Reich Gottes gedeutet: „Warten und Pressieren“ sollten die Christenmenschen. Das hat die Offene Kirche in 40 Jahren beherzigt: Es war ein Warten und Pressieren in der Wüste innerkirchlichen Streitens. Es ist eine treffliche Dialektik. Warten zeugt von Kraft und Gottvertrauen. Pressieren hält lebendig. Und kann ein Zeichen reformatorischer Lebendigkeit sein. Auch Luther hat viel gestritten.

2. 40 Tage, 40 Nächte, 40 Jahre

Die Zahl 40 ist eine biblische Zahl. Tief eingepägt ist sie in die Gründungsgeschichte des Volkes Israel: 40 Jahre zog das entflohenen Volk durch die Wüste, nach der Sklaverei. 40 Jahre aßen sie Manna (Ex 10,35) 40 Tage und 40 Nächte blieb Mose auf dem Berg Sinai, bevor es die Weisungen Gottes zum Volk brachte. (Ex 24,18) 40 Jahre, das ist in der damaligen Zeit die Lebensspanne eines Menschen, ein Leben lang.

Die Zahl 40 ist fast immer mit der **Wüste** verbunden. Und von Jesus wird gesagt. *Jesus wurde vom Geist in die Wüste geführt... und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. (Mt 4, 1+2)*

Dass Sie mich gebeten haben, bei dieser Gelegenheit heute zu Ihnen zu sprechen, hat mich sehr gefreut und geehrt, bin ich doch sozusagen ein entlaufenes Familienmitglied. Und Sie wissen, dass ich keine „Kaisersgeburtstagsfestrednerin“ bin. Mir sind bei der Einladung zum 40. Geburtstag spontan die Wüste und die 40 Jahre, 40 Tage und 40 Nächte eingefallen. Und das Wort aus dem 5. Buch Mose, das wohl auch der Offenen Kirchen gelten kann:

Gott hat dein Wandern durch diese große Wüste auf sein Herz genommen. Vierzig Jahre ist Gott ICH BIN DA bei dir gewesen. An nichts hast du Mangel gehabt. (Dtn 2,7)

Ich werde in meinen Ausführungen an dem Titel des Vortrags entlang reflektieren:
40 Tage und 40 Nächte. Wüstenerfahrung und Bewährung. Die Offene Kirche blickt nach vorne.

3. Wüste also.

Heute fahren Menschen in klimatisierten Bussen durch die Wüste, um kennen zu lernen, wie schön sie ist, wie einsam. Weit. Offener Horizont. Immer gibt es dort auch Pflanzen, seltene Blumen, Tiere, Wüstenfüchse, Wasserlöcher.

Wüste ist für Menschen, die dort leben, immer Herausforderung und Lebenskampf. Da stürzt einer, Antoine de Saint Exupéry, mit dem Flugzeug ab und entdeckt in der Überlebensangst,

² Dietrich Bonhoeffer, *Sanctorum Communio*, München 1954, 172

³ Ebd. 183

dass die Sterne anders leuchten. Spürt die Verbundenheit mit dem Universum, mit Gott. Wüste ist ein spiritueller Ort. Da taucht ein Kleiner Prinz auf und er kennt die schönsten Wahrheiten, z.B. „dass man nur mit dem Herzen gut sieht“ und „immer verantwortlich bleibt für das, was man sich vertraut gemacht hat.“

Für Jesus ist die Zeit in der Wüste eine besondere **Zeit der Bewährung**. Ist er wirklich der, von dem die himmlische Stimme sagt? „Dies ist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“? Hat er die Kraft zu diesem Auftrag? Es genügt ja nicht, einmal ein großes JA gesagt zu haben zu einer großen Sache. Dazu braucht es Kraft, viel Kraft, ausdauernde Kraft, ‚hypomone‘ (griechisch). Auch bei Jesus ist sie nicht angeboren. Aber sie wächst in den Versuchungsgeschichten, die er in der Wüste durchlebt, zwischen Steinen, teuflischen Felsstürzen, Sand, Hitze, Kälte, wilden Tieren, schlimmer Einsamkeit, Erschöpfung. 40 Tage. 40 Nächte. Hunger und Durst. Das Leben wird immer karger. Dämonen steigen auf, böse Schatten. Auswegloses Umherirren, Hölle. Da muss man zeigen, wer man ist.

Wüste also. Dazu gehören auch die Wüsten, die wir uns gegenseitig bereiten: gnadenlos gehen Menschen miteinander um. Kalt im Hass. Heiß in der Wut. Wüste im Gemüt einer Nation, Sarrazin in den Köpfen. Menschen, die in einem der reichsten Länder in den Mülltonnen Brot suchen. Wüste in den Köpfen der Cyberspace – Generationen, die inmitten der totalen Wahlmöglichkeiten immer weniger wissen, was gilt. Was menschlich ist. Wüste. Virtuelles Leben ohne dein lebendiges Menschengesicht. Jugendliche, die auf offener Strasse einen anderen totschiessen, einfach mal so. Koma saufen. Wüste als Überfluss.

Tiere, deren Lebensraum wir in donnernde Straßen verwandelt haben. Die wir zugrunde züchten, um sie aufzuzessen. Wüste, Wüste. Behörden, die die Augen gezielt zumachen vor dem rechten Terror. „Roma raus“, sagt der Innenminister unseres Landes dürftig verbrämt heute, fast an gleichem Tag, an dem das Mahnmal für die im Porajmos (Holocaust) ermordeten Sinti und Roma eingeweiht wurde. Wüste der Fühllosigkeit.

Menschengemachte Wüstenzeit: Kein Stern, der leitet. Kein Licht, das zu Gott führt. Kein Ziel, für das es sich zu leben lohnt.

Und da wären auch noch **unsere kirchlichen Wüsten**. Kirchliche Wüsten? Es ist ein starkes Bild für das, was in den 40 Jahren der Offenen Kirche erlebt wurde. Ist es zu stark? Zu hart und unfair? Vielleicht weiß ich zu wenig von den guten Erfahrungen dieser 40 Jahre.

Eine zarte diskrete und tapfere Frau, die die herben Synodenjahre durchlebt und durchlitten hat, die Ärztin Dr. Anne-Lore Schmidt sagte dazu:

„So begannen die Jahre des Kampfes, der verschleiern den Kompromisse, der Gewalttätigkeiten „mit dem Scheckbuch“, der gesperrten oder versagten Etatmittel, der vergeblichen Anträge, der beleidigenden Vereinbarungen und der Diskriminierung nicht genehmer Personen, Gruppen und Kreise... Wir waren eine Minderheit, offen dafür, was aus der Ökumene und von Jugendlichen sowie von der kritischen Wissenschaft kam. Die Mehrheitsgruppe empfanden wir als arrogant, manchmal gewalttätig. Sie hat in einer Weise ihre Wahrheit vertreten, die bis ins Verletzende ging.“⁴

⁴ Und strecke mich aus nach dem, was da vorne ist. 25 Jahre Offene Kirche 1997, 20-21

Über Gewalt wurde in der Württembergischen Synode viel gestritten. Dass auch Worte gewalttätig sein können, daran hat mich dieses Zitat bitter erinnert. Es war eine Prüfung, damals in Württemberg ChristIn zu sein. Man musste das Evangelium schon sehr lieb haben.

Aber es hat uns den Blick geöffnet: Inmitten schwerer Wüstenzeit, gleich welcher Art, gibt es die unglaubliche Erfahrung: das Nahkommen Gottes. Wüste ist auch eine geistlich fruchtbare Zeit. Mitten in der kalt-heißen Dürre blüht eine eigene Schönheit. Die Sterne leuchten anders. Die Stille nimmt einen hinein in das Universum. Gott erscheint im neuen, kosmischen Gewand und umgibt uns mit dem göttlich gewebten Netz des Lebens. Allein die Gnade hält einen am Leben. In der Wüste erlebt das Volk Gottes seine wirkliche, eigentliche Stärke, lebt von der Gegenwart Gottes ICH BIN DA, die mitgeht.

Ausgeliefert an die Kargheit und seelische Not machen sie die Erfahrung, dass das Vertrauen in der Not wächst und die Weisungen Gottes ihnen immer klarer vor Augen treten. Die Leere, die Stille bringt neue Stimmen zum Sprechen. Kargheit und Entbehrung öffnen den Blick für das, was sie als Versprechen immer schon in sich tragen. Das Warten gibt dem Pressieren einen anderen Stellenwert. Eine andere Dimension des Lebens, eine bisher ungekannte Tiefe und Dichte. Gott IST DA.

Sie wissen es: ICH BIN DA⁵, das Tetragramm, diese vier hebräischen Buchstaben, sind der Gottesname, den Mose in der Wüste beim brennenden Dornbusch erfährt. Kein Name eigentlich, sondern ein *Versprechen*. ICH BIN DA ist die eigentliche, richtige Übersetzung des Gottesnamens. Martin Luther hat, wie schon in der Tradition der Vulgata, der lateinischen Übersetzung, sozusagen in übersetzerischer Not immer ‚HERR‘ hingeschrieben, wo die Juden den Gottesnamen nicht aussprechen. Er hat den unaussprechlichen Gottesnamen ICH BIN DA etwa 7000 Mal mit HERR übersetzt und uns alle dadurch tief auf dieses Gottesbild eingeschworen. Unter Beugung des Gebotes, das ausdrücklich untersagt, ein Bild oder Gleichnis, auch ein mentales Bild, von Gott zu machen. Gott eben auch nicht auf einen Herrn zu verkleinern.

Wir wissen, dass Gott immer im Leben der Menschen DA ist. Und im Leben der Offenen Kirche DA WAR: Gott als Quelle des Lebens; Sonn und Schild, Stern, auf den ich schaue, Ursprung, Brot des Lebens, Freundin der Menschen, Liebe und Kraft. Die Wüste des modernen Atheismus fordert uns heraus, uns selbst und anderen zu erklären, dass Gott in keinem Bild festgehalten werden muss und festgehalten werden soll. So will es Gott im brennenden Dornbusch.

3. Bewährung

Die Offene Kirche hat sich in diesen 40 Jahren als eine tragende Kraft der Landeskirche **bewährt**. Sie hat **in der Tat ein anderes Evangelium** als die evangelikalen Geschwister verkündet, ein Evangelium der Menschennähe, der Friedensbereitschaft und Gerechtigkeitssuche, der Versöhnungsbereitschaft und Gewaltlosigkeit, der Liebe zu den Armen. Manchmal tat sie es auch verdrossen und trotzig, rechthaberisch und mit sich selbst beschäftigt.

⁵ So übersetzt es Martin Buber

3.1 Es ging um Macht

Es ging ja ganz unverhohlen um Macht. Ich habe mich manchmal geniert vor der säkularen Öffentlichkeit, wie unmaskiert in der Synode Macht ausgeübt wurde. Wie unerbittlich gewählt wurde. Unter den Mehrheitsverhältnissen war es lange Zeit unmöglich, konsensual voran zu gehen. Immer wurde unterstellt, die „Linken“ würden die Kirche „an die Wand fahren“. Man hat ihnen nicht zugestanden, dass sie ein echtes Interesse an der Zukunft der Kirche haben. Wir wurden „Weltverbesserer“ beschimpft - und haben uns auch noch darüber geärgert, anstatt stolz Gottes Mitarbeitende zu sein.

Ein Feld der Bewährung öffnete sich angesichts der **Urwahl**, dieser württembergischen Besonderheit aus früheren Zeiten, die das Stimmrecht zwar basisnah in den Gemeinden verankert, aber keine andere Sozialgestalt von Kirche anerkennt als die Ortsgemeinde. Was ist mit all den Menschen, die in den kirchlichen Diensten und Werken ihre Identität gefunden haben, in der Männerarbeit, in der Frauenarbeit, im Dienst in der Arbeitswelt, in der Diakonie, in der Jugendarbeit, in der Evangelischen Akademie, in den Schulen? Oft hatten sie keine andere geistliche und kirchliche Heimat als diese Dienst. Dort suchten und fanden sie Glauben und Kirche. Ich selbst gehöre zu denen, die ohne die geistliche Heimat Akademie möglicherweise aus dem kirchlichen Umfeld ausgewandert wäre angesichts des Stillstandes in vielen Ortsgemeinden. Freilich haben sich diese Dienste selbst oft nicht als Kirche verstanden oder geoutet. Das *war* und *ist* ein Fehler.

Als ich in Nordelbien ins bischöfliche Amt gewählt wurde- was in Württemberg völlig undenkbar gewesen wäre- habe ich mich gefragt, wieso die Nordelbische Synode eine Person wie mich mit Leitungsverantwortung betraut. Und es mir sogar erlaubt hat, das Amt zu führen, ohne mich zu verbiegen. Das glaube ich wenigstens. Ich kam zu dem Schluss: weil durch die moderne Verfassung Nordelbiens (1977) die Dienst und Werke eigene VertreterInnen in die Synode wählen konnten. Diese brachten die Kompetenz und Kenntnis der modernen Lebens- und Arbeitswelt und der „randständigen“ Menschen stimmberechtigt in die Diskussionen der Synode. Selbstbewusst vertraten sie deren Interessen. Sie wollten die Menschen, mit denen sie arbeiteten, auf keinen Fall verlieren. Die Repräsentanz derer, denen die Ortsgemeinde keine Heimat war, wohl aber die themen- und zielgruppenorientierten Arbeitszweige der Kirche und deren spirituelle Angebote, hat eine größere missionarische Präsenz der Kirche zur modernen und säkularisierten Welt ermöglicht und viele Menschen **bei der Kirche gehalten**. Warum muss man das beides gegeneinander ausspielen? Synodenbeschlüsse waren dazu ein wichtiges Signal nach außen.

Die Urwahl setzt m.E. ein Kirchenverständnis voraus, das der volkskirchlichen Wirklichkeit des 20. und 21. Jahrhunderts nicht mehr gerecht wird. Man könnte ja das Wahlrecht entsprechend verändern, unter Beibehaltung der Urwahl die Dienste und Werke eine bestimmte, begrenzte Zahl von Synodalen wählen lassen. Es ist zwiespältig, die Privilegien der Volkskirche, sprich Staatsverträge, Kirchensteuer, Schulunterricht etc. in Anspruch zu nehmen, ohne dem strukturell auch in der Synodenrepräsentanz gerecht zu werden.

In vielen Strukturdebatten der Nordelbischen Kirche, die heute Nordkirche geworden ist, und in deren Zusammenschluss ich viel ökumenisches Herzblut investiert habe, habe ich, wenn wir nicht weiter wussten, gesagt: **„Um Kirche zu sein, brauchen wir nur einen Tisch, Brot und Wein und die Bibel. Aber dieser Tisch muss an sehr verschiedenen Orten stehen und offen sein für alle Menschen.“**

3.2 Und dann der Streit um die Bibel

Seit Rudolf Bultmanns Entmythologisierungsprogramm gab es **den Streit um die Bibel**. Er wurde mit unglaublicher Heftigkeit geführt. Selbst eine Schülerin Ernst Käsemanns habe ich unter diesem Streit sehr gelitten. Musste man wirklich alle diese Kenntnisse beim Eintritt ins Pfarramt an der Kirchentüre abgeben?

Der Streit hat sich übrigens mit neuen und modernen Glaubenshütern wiederholt, als es um die „Bibel in Gerechter Sprache“ ging, die ja nichts anderes tut, als die hinzu gewonnenen wissenschaftlichen Einsichten in die Bibelübersetzung aufzunehmen. Das hat auch mich als Unterstützerin persönlich hart getroffen. Es ist nicht nur ein Thema für „Evangelikale“ und „Offene“. Es ist ein generelles Problem in unseren Kirchen. Der Offenen Kirche kommt das Verdienst zu, die Türen offen gehalten zu haben.

Die Angst war und ist groß, dass mit dem Verlust des vorwissenschaftlichen und patriarchalischen Weltbildes der Bibel gleich *alles* verloren gehe. Diese Angst hat über Jahrhunderte weitgehend verhindert, dass die christlichen Gemeinden in einen aufgeklärten Diskurs über den Stand der wissenschaftlichen Theologie und die Konsequenzen des modernen, veränderten Weltbildes überhaupt mit einbezogen wurden. Walter Hollenweger meint, die Gemeinden würden noch immer beim „Klapperstorch-Glauben“ gelassen „vor allem in unseren Liedern und Liturgien, die ja die Bevölkerung stärker prägen als unsere Predigten...“⁶. Viele Theologinnen und Theologen sind zwar wissenschaftlich aufgeklärt, halten aber trotzdem traditionsbewusst, hilflos, konfliktscheu oder aus Mangel an fertigen Alternativen am patriarchalischen Gottesbild und Weltbild mit seinen hierarchischen, über- und unterordnenden Strukturen fest, samt der exklusiven Sprache. Oder aus falsch verstandener pastoraler Rücksicht auf die „Schwachen in der Gemeinde.“ Oder wegen des Zwangs zur Konformität. Freilich ist es nicht leicht, eine zeitgemäße Auslegung der bildstarken, symbolhaften und poetischen Sprache und Bilderwelt der Bibel zu finden, besonders zur Übersetzung Luthers. Aber die Kirche ist kein Museum. es müssen Alternativen versucht werden, solange die Kirche der Wahrheit und nicht nur der Sprachästhetik und Traditionspflege verpflichtet ist.

Dies ist besonders wichtig, weil wir als Erbinnen und Erben der Reformation im 21. Jahrhundert leben und unsere Suche nach Wahrheit und Weisung immer das Gespräch mit der modernen Welt suchen muss. „Die Bibel in der einen, die Zeitung in der anderen Hand“, war das Motto der weltweiten christlichen Studentenbewegung. Die Kraft der biblischen Botschaft ermöglichte es uns, zurückzufinden zu einer „**sekundären Naivität**“⁷, zu einer *Herzensfrömmigkeit*, die das kritische Denken nicht ausblenden muss. Freilich mussten wir zuweilen auch mit offenem Ausgang in die Wüste moderner Wissenschaft gehen, ohne die rettende Hand göttlicher Nähe irgendwo schon zu sehen. Aber genau dieses Wagnis des Zweifels einzugehen, durchzustehen, ist meines Erachtens die stärkere Botschaft als unangefochten und geängstet beim Alten zu verharren. Nur so können andere diesen Weg nachzugehen versuchen. Gerade heute, in der Auseinandersetzung mit dem „militanten Atheismus“ (Selbstbezeichnung) eines Richard Dawkins, der viele JüngerInnen hat und die Medien stark beeinflusst, ist es wichtig, sichtbar zu machen, dass mythologische Bilder und symbolische Geschichten eine andere, aber unverzichtbare Wahrheit für unser Menschsein

⁶ Walter J. Hollenweger, *Der Klapperstorch und die Theologie, Die Krise von Theologie und Kirche als Chance*, Kindhausen 2000, 40/ 41. „Wenn dann unsere Predigthörer den „Spiegel“ lesen, der in sensationeller Aufmachung nur berichtet, was in unseren theologischen Lehrbüchern steht, dann sind sie verwirrt und glauben uns überhaupt nichts mehr.“

⁷ Matthias von Kriegstein u.a., *Theologische Bildungsprozesse gestalten*, Frankfurt a.M. 2002, 77.

verkünden als wissenschaftliche Tatsachenberichte. Das eine der wirklich missionarischen Bruchstellen unserer Zeit.

3.3 Der Ökumenische Rat der Kirchen

Bewährt hat sich die Offene Kirche in ihrem **Einsatz für den Ökumenischen Rat der Kirchen**. In der Auseinandersetzung über das Antirassismusprogramm und die Person des Generalsekretärs Philip Potter haben sich viele Elemente des Rassismus *am Generalsekretär selbst* festgemacht. Dazu will ich nicht viel dazu sagen. Das hat aber auch viel unterstützende Energien freigesetzt. Aus nicht jeder Landeskirche kamen so viele private Spenden und BesucherInnen nach Genf.⁸

Wir haben damals die weltweite Ökumene als das Vorzeichen vor allen Diskussion über die Kirche gesehen und gefragt. ‚Kann die Dritte Welt den Westen heilen?‘ Die Offene Kirche hat sich in dieser Zeit bewährt als Kraft, die dagegenhielt und gegen alle Abspaltungswünsche den Gedanken des weltweiten Leibes Christi hochgehalten. Nennen will ich aus jener Zeit ein paar Namen: Paul Gerhard und Irmgard Seiz, Eugen Stöffler, Werner Simpfendorfer, Anne Lore Schmidt, Ulrich Fick, Marianne Koch, Fritz Röhm und Ursula Pfäfflin und ihr Mann, und viele andere, von denen einige ja Gott sei Dank noch unter uns sind.

Auf der Traktandenliste der Bewährung stehen noch andere Stichworte. Ich will sie nur andeuten: Tapfer, aber erfolglos, hat sich die Offene Kirche gewehrt gegen den unseligen **Aufbau von Doppelstrukturen**. Diese haben die Vielfalt und Lebendigkeit der Landeskirche *nicht* gefördert, sondern die Einheit und den Zusammenhalt der Gemeinden an vielen Orten ruiniert. Ich betrachte dies als *den unansehnlichsten Preis*, den die Württembergische Landeskirche zu zahlen bereit war, und zwar meines Erachtens aus Mangel an entschiedener, der Einheit verpflichteter Leitung.

Das wichtigste Instrument im Machtkampf in Württemberg war **die Personalpolitik**. Wie erbittert da um einzelne Positionen gerungen wurde, wie hartnäckig, auch Personen beschädigend, gewählt wurde. Als Konsequenz aus diesen Machtkämpfen wurden eine Zeitlang nur „middle of the road“ Menschen in Ämter berufen. Dadurch wurde die Vielfalt und Farbigekeit der Landeskirche eindeutig „gedimmt“. Viele interessante TheologInnen haben die Landeskirche verlassen und anderswo ihre Talente eingebracht. Die fundamentalistischen Töne aus Tübingen und Schorndorf haben manchen Angst und Verdruss gemacht.

Ein wenig habe ich es am eigenen Leib erlebt. Dabei war die Hilfsbereitschaft der Landeskirche bei meinem Weggang aus Württemberg nach Genf, nach Jamaika, und später zur ACK und nach Nordelbien wirklich großzügig.

Ich erinnere mich an meine Rückkehr aus Jamaika nach Württemberg 1991, zusammen mit meinem Mann Philip Potter. Philip meinte, es sei Gottes Humor, der ihn im Alter nach Württemberg bringe. Damals hat mir ein Oberkirchenrat, über die Landkarte Württembergs gebeugt, mit dem Finger den mir unbekanntem Ort Börtlingen-Bierenbach gezeigt und mir vorgeschlagen, das Pfarramt dort anzutreten. Von dort aus könne ich auch leicht nach Bad

⁸ Irmgard Seiz hat sich einmal die Mühe gemacht, alle Protokolle und schriftlichen Dokumente der Synode zu diesem Thema zusammen zu stellen, deren sie habhaft werden konnte. Ich kann Ihnen sagen: es ist kein schönes Konvolut. Ich habe es inzwischen in das Nordelbische Kirchenarchiv gegeben und irgendwann wird sich jemand, vielleicht erschüttert, darüber beugen.

Boll fahren. Ich habe auf die Landkarte geschaut und nur gesagt: „Wir können nicht nach Börtlingen-Bierenbach gehen, weil unsere FreundInnen in der weltweiten Ökumene diesen Namen weder aussprechen noch schreiben können und sie diesen Ort per Bahn und Bus kaum je erreichen werden. Es sollte wenigstens ein Ort mit Bahnanbindung sein.“ In Botnang hatten wir dann – dank des Einsatzes von Dekan Klumpp - sogar S-Bahn vom Flughafen.

4. Die Offene Kirche blickt nach vorn

„Kirche 2020 – Vision. Bestimmt offen.“ In dieser Schrift haben Sie ihre Vision von Kirche klar artikuliert. In der Publikation zum 40.Geburtstag werden weitere Themen angesprochen, die „unfinished business“ sind. Die Wichtigkeit württembergischer QuerdenkerInnen, die Rolle der Frauen in der Kirche, das heiße Eisen Homosexualität und Sühnopfertheologie.

Beim Blick nach vorn kommt für mich noch einmal die Zahl 40 ins Spiel. In 1.Mosebuch heißt es

...an diesem Tag brachen alle Brunnen der großen Tiefe auf und taten sich die Fenster des Himmels auf und ein Regen kam auf Erden vierzig Tage und vierzig Nächte. 1.Mose 7,11+12

Als der Hurrican Sandy Haiti, Kuba und die Ostküste der USA überfiel mit sintflutartigem Regen haben die Leute vielleicht an diese Geschichte gedacht. Und zu Recht. Denn die Geschichte der Sintflut ist keine historische, sondern eine symbolische und existentielle Geschichte. Ich bin überzeugt, dass Gott uns heute, wie Noah damals, den Auftrag gibt, Archen des Lebens zu bauen angesichts der Zerstörung des Planeten. Und viele tun das ja auch, weil sie verstanden haben: Wir sind nur Mit-Geschöpfe auf dem Planeten.

Auch in der Württembergischen Kirche kräht der „grüne Gockel“ und Gemeinden fangen an, freilich mit schwäbischem Sparsinn, ihre Kirchen und Gemeindehäuser zu dämmen und ihren Lebensstil zu ändern. Aber ich bin der Überzeugung, dass wir die Aufgabe theologisch noch nicht richtig verstanden haben. Es genügt nicht, ein paar grüne Gebete zu sprechen und die Ökologie zu unseren ethischen Vorräten hinzu zu addieren. Es geht um mehr. **Es geht um die Mitte. Um Gottes Anwesenheit in der Schöpfung. Um die Heiligkeit des von Gott geschaffenen Lebens.**

Meine These heute ist: Die Bedrohung der Schöpfung ist nicht ein zu addierendes Thema, sondern – im mathematischen Sinn- ist sie das *Vorzeichen vor der Klammer* geworden und zwar ein Multiplikationszeichen. Alle anderen Problemfelder werden dadurch dramatisch verändert, multipliziert: Der Hunger, die Dürre, die Landfrage, Migrationsfragen, Verteilung von Wasser, Artenvielfalt, Flüchtlingsfragen.

Der Klimawandel ist das übergeordnete Problem geworden, zum *Vorzeichen vor der Klammer*. Das muss auch zu völlig neuen Antworten der heutigen Theologie, unserer religiösen Sprache und unseres Gottesverständnisses führen.

Wie kamen wir in diese kritische Lage?

Wenn wir unser eigenes Haus theologisch aufräumen, sehen wir: Es hat viel mit unseren Bildern von Gott zu tun, (die wir uns nicht machen sollen.) Die stammen z.T. aus einer Zeit, in der aus Hirten Bauern wurden, die anfangen, die Tiere zu zähmen. Da kamen sie - so steht

es im 1. Mosebuch - auf den der Gedanke, „wie Gott sein zu wollen.“⁹ Gott, in ihrer Lebenswelt vorgestellt als ein höchstes männliches Wesen. Sie wollten *mehr* als nur Tiere zähmen. Sie dachten an Macht, Herrschaft, Befehlsgewalt und Gehorsam. Sie glaubten, Gott halte dies alles für sie parat und erlaube ihnen, alles Nicht-Menschliche nicht nur zu nutzen, sondern zu **unterwerfen**. Schließlich unterwarfen sie auch Menschen, Frauen, Kindern, Sklaven, die Armen und fremde Völker. **Der Unterwerfungswille ist eine der großen Sünden der Menschheit.**

Hat dieses Weltbild dem Leben gedient? Darüber muss man streiten.

Heute aber ist es mit diesem Weltbild vorbei. Es dient dem Leben nicht mehr

Wir stehen vor einem gewaltigen Paradigmenwechsel in unserem theologischen Denken. Das Dominanzparadigma, das Denken in Kategorien von Herrschen und Beherrschung, *auch im Gottesbild*, muss seine dominante Stellung räumen. Herrschaft enthält immer das Element von Zwang und Gewalt. Gott aber ist ein Gott der Freiheit. Es ist ja auch *nur eine Metapher*. Es führt uns nicht in die Zukunft. Wir müssen eine neue Theologie und Sprache entwickeln, die die anthropozentrische (den Menschen in den Mittelpunkt stellende) Herrschaftstheologie überwindet. Eine echt reformatorische Aufgabe, die sehr gut in die Zeit des Reformationsjubiläums passen würde.

Heute wissen wir, dass das Leben aus fein verwobenen Lebensnetzen besteht, **interdependent, nicht hierarchisch**; Wir wissen, dass Menschen, Tiere, Pflanzen, Elemente, einander brauchen in lebendiger Gegenseitigkeit; dass wir eine neue **Ehrfurcht** vor der Schöpfung, in der Gott *selbst* sich offenbart, finden müssen.

Die Krise, in der wir leben, ist spiritueller Natur. Denn Ehrfurcht ist ein religiöses Wort. Die Menschen ruinieren den Planeten, weil sie nicht mehr wissen, was ihre Rolle auf dem Planeten ist. Sie haben es weit gebracht mit ihrer autonomen Omnipotenz. Wir, in der christlichen Tradition, haben dazu beigetragen mit einem Gottesbild, das Gott unbesehen weiter als HERRN und Herrscher verehrt. Solches Herrschaftsdenken ist gerade durch die Säkularisierung in der Wissenschaft ‚beherrschend‘ geworden. Dadurch wurde das Netz des Lebens auf der Erde – davon bin ich überzeugt - ernsthaft zerstört.

Warum? Weil dem Herrschen *eines* fehlt: jegliche **Ehrfurcht** vor dem Leben. Ihm fehlt das Wissen um die **Heiligkeit des Lebens**, um Gottes Mitleidenschaft, Gottes Leiden an der Selbstsucht der Menschen. Es fehlt ihm, was Jesus uns von Gott gezeigt hat: die ganz andere Art der Macht, die Macht der gewaltlosen Liebe.

Ich glaube, dass Gott in der Welt **waltet, nicht herrscht**. Ich glaube, dass uns eine neue Spiritualität befähigt, uns zu **verändern**, unseren Lebensstil zu **vereinfachen**, unsere Theologie zu **erneuern**, und zu lernen, als **Mit-BewohnerInnen** auf der Erde zu leben.

Das sind Gedanken, die ich Ihnen zum Geburtstag schenke zum Weiterdenken.

Überlegen Sie es sich, ob sie so ein Geschenk annehmen. Es wird Sie vielleicht noch tiefer in die Wüste führen. Aber dadurch - hoffe ich – zum Leben. Es ist eine theologische Baustelle. Als Tochter der Reformation fürchte ich mich nicht vor den Auseinandersetzungen. Wir haben in Martin Luther ein mutiges Vorbild. Einfach nachsprechen, was vor 500 Jahren gesagt wurde, reicht im 21. Jahrhundert nicht. Wir müssen selbst denken, selbst verantworten selbst reformieren. Das war es, was ich Ihnen in Solidarität und Liebe sagen wollte.

⁹ So die Geschichte in 1.Mose 3,5